Die Gefahren.

Von Wilhelm Joseph Gerard.

Du, du hast Dich bei Nächtlichen Heimlichkeiten gefangen.
Du hast Dich aus Deinem Heim verloren und entfernt.
Du hast Dich als Lügner vor mir entwendet.
Du hast mein Erbarmen Dich entzogen;
Dich hat ein gleiches Leid so oft betroffen;
Durch Wellen sind gemeinsam wir gezogen.
Wir haben uns in Allen Cuch gefunden.
Du hast bei Dich der Kraft in Stürmen bangen.

Die tapfere Lina.

Von E. Frickmann.

I.

Ich fragte: „Was ist es? Ein Unfall?" als ich sie zum erstenmal in der Kinderabteilung eines der großen Berliner Krankenhäuser sah, in welchem ich als Arzt angestellt war. Ich war morgens hereingekommen und fand eine Anzahl Menschen, bestehend aus Studenten, Schwestern und dem Hauschirurgen, um ein Bett versammelt, und auf demselben lag — Lina.

„Ein Beinbruch", sagte ein junger Assistenzarzt auf meine Frage. „Ein Beinbruch."

Sie lag auf dem Bett und versuchte krampfhaft zu lächeln. Sie war von einem Typ, den man oft in Berlin sieht. Gelbes, ziemlich derbes, straffes Haar, helle, feste Haut, glänzende, rote Backen. Der breite, ziemlich schlecht geformte Mund, schien zum Lächeln wie geschaffen zu sein und wies große, starke Zähne auf. Kein feines Gesicht, aber die großen, grauen Augen mit ihrem geraden, aufrichtigen Blick sprachen deutlich von der aufrichtigen Seele, welche aus der gewöhnlichen groben Umgebung herausschien, so wie die Augen aus dem groben, gewöhnlichen Gesicht herausleuchteten.

Ich ging zur linken Seite des Kopfendes, setzte mich auf den danebenstehenden Tisch und las die Tafel über dem Bett:

„Karoline — Alter: elf Jahre", las ich.

Also Karoline hieß sie. Der Name schien mir zu formell für das arme, geängstigte Geschöpf; ich beugte mich über sie und flüsterte:

„Wie ist es denn gekommen, Lina?"

Sie drehte die Augen nach mir hin, und ihr Mund verzog sich zu einer Art Lächeln.

„Ich stolperte, als ich den Kleinen trug. Meine Lehrerin nennt mich auch Lina."

Aber irgend etwas schien das tapfere Lächeln zu beeinträchtigen.

Ich saß am Fußende des Bettes. Der Arzt hielt den Fuß und das Bein sehr fest und beugte sich über das Glied. Ich schob schnell zwei Finger in Linas Hand.

„Wenn es weh tut, drück' fest und versuche, nicht zu weinen", flüsterte ich schnell.

„Wird es weh tun? — Sehr? — Oh!"

„Drück' meine Hand fest — fester; so ist's recht; ich weiß, aber versuche, nicht zu weinen."

Das kleine Gesicht war schmerzhaft verzogen und weiß, aber die Zähne waren fest aufeinandergebissen, trotzdem ein paar Tränen durch die schwarzen Augenwimpern sickerten.

Der Arzt richtete sich auf und sah auf das kleine, weiße Gesicht.

Lina öffnete ihre großen Augen und blickte ihn an.

„Tat ein bißchen weh, was?" Er meinte es gut und war ein gemütlicher, gründlicher Mann, aber da er noch nie in seinem ziemlich gleichmäßigen Leben Schmerzen empfunden hatte, fühlte er sie nicht mit.

Lina ließ den Kopf auf die Brust sinken. Sie war noch nicht fähig, zu sprechen.

Der Arzt beugte sich wieder über das Bein, welches er ausgezeichnet gesetzt hatte, um es zu verbinden. Lina zuckte ein paarmal zusammen, aber das Schlimmste war jetzt vorüber. Endlich war das Bandagieren beendet. Der Arzt richtete sich wieder auf und sah das Mädchen an:

„Du warst ein braves Kind", sagte er mit einer wohlwollenden Stimme. „Viel besser, als wenn wir dir ein Betäubungsmittel gegeben und womöglich die Unannehmlichkeiten des darauffolgenden Uebelseins gehabt hätten."

Linas Gesicht hatte sich während des ersten Teils seiner Rede aufgeklärt; von dem zweiten Teile verstand sie nichts.

Sie wandte sich um und sah mich lächelnd an; die Schmerzen waren beinah' vorüber, und ein wohliges Gefühl bemächtigte sich ihrer, welches die Welt gut, sehr gut erscheinen läßt.

„Ich war doch tapfer, nicht?" stieß sie hervor, ihre Augen weit geöffnet, in Erwartung einer Antwort.

Ich sah ihr lange in die großen Augen.

„Ja, Lina, tapfer wie ein Löwe."

Lina blieb noch drei Wochen in der Klinik; in dieser Zeit wurden wir Freunde, und sie erzählte mir von ihren Idealen — Ideale, welche von einer strengen Arbeiterin in bei weitem Kinderstiefel geschaffen werden müssen und trotzdem grüne Zweige treiben. Sie hatte den Kindern vom Kriege und von der Heldentat erzählt, die tapfer sie sein müßten, wenn der Heldenvater sie umstellte und die Kugeln um ihre Köpfe sausten. Sie hatte ihnen erzählt von den Pflegerinnen des Roten Kreuzes, und wie viel sie für ihr Vaterland durch ihre herrlichen Dienste seien. Sie hatte weiter, daß, wenn es Lisbeth Kleinen Mädchen nicht vergönnt wäre, als solche Pflegerinnen ihre Dienste zu nehmen, sie müßten sie wenigstens in allen Lagen und Schwierigkeiten des Lebens versuchen, tapfer zu sein, und an die Soldaten in der Schlacht denken.

Kein Wort der Klage kam über Linas Lippen, während der Schmerz zerfetzt im Hospital. Nur an ihrem zuckenden Gesicht war zu sehen, wieviel sie litt.

Endlich ging sie von uns, und ein anderer kleiner Erdenbürger stöhnte auf dem Bett, wo einst die tapfere Lina im größten Schmerze gelächelt hatte.

II.

In der Invalidenstraße traf ich sie nach sieben Jahren wieder.

Ein nett aussehendes Mädel von 18 Jahren. Das gelbe Haar zu beiden Seiten des Gesichts aufgesteckt, ich erkannte kaum in diesem Fabrikmädchen das Kind Lina; sie sah mich zuerst:

„Herrjeh! Der Herr Doktor!"

„Lina, sind Sie es wirklich?"

„Ja, und das is mein Karl!"

Und sie wandte sich zu dem großen, jungen Mann, der sie begleitete.

Ich sah ihn an und wurde traurig. Ein gut gewachsener Bursche von zwanzig Jahren — lächelnd und gerade jetzt ganz gut aussehend, aber dennoch lag ein harter und grausamer Zug um seine sinnlichen Lippen. Das war kein Gefährte für dieses Mädchen.

„Mein Mann."

Also kam ich zu spät zum Warnen. Aber, da sie ihn gewählt hatte, mußte ich ihn dementsprechend begrüßen. Wenn sie es für richtig gehalten hatte, sich ihm zu geben, mußte doch sicher etwas von ihrer Glorie an ihm sein.

Ich faßte Linas Hand.

„Alles Gute!" rief ich aus. Weitere Glückwünsche für Lina blieben mir in der Kehle stecken. Für den Burschen fand ich indessen genug. Ich nahm seine Hand: „Ich wünsche Ihnen viel Glück! Sie ist eine der besten Frauen."

Der junge Mensch nickte nur ungeduldig. Er war schon seit ein paar Monaten verheiratet, und da hatte seine junge Frau schon keine Reize mehr für ihn. Sie konnte gut kochen, das war wohl wahr — Linas geliebte Lehrerin hatte sie früh gelehrt, daß des Mannes Liebe durch den Magen gehe — aber es war nicht gut, wenn man Frauen zu viel lobte. Strenge war da besser am Platze. Ihr Platz — so wie Karl es sich dachte — war schön im Hintergrund mit viel Arbeit — für ihn.

Lina sah ihn liebevoll und bewundernd an, er war immer noch ihr Ideal, ihr Held. Sie sah alles durch die Reinheit ihrer Seele, und daher stand es — bis jetzt — noch gut mit Lina.

Drei Jahre nach diesem Zusammentreffen war ich wiederum auf kurze Zeit im Krankenhaus-Distrikt beschäftigt, als Lina zum zweiten Male meine Patientin wurde. Ihr Mann hatte ständige Arbeit; ihr Heim von zwei Zimmern wies die gewöhnlichen, unschönen Bequemlichkeiten ihrer Klasse auf. Genug Essen und Wärme war vorhanden, aber auch genug schlechte und ungesunde Luft.

Lina wurde sehr krank; sie litt unsägliche Schmerzen, die sie aber mit einer Tapferkeit ertrug, welche mir bei ihr schon als etwas Selbstverständliches erschien. Eine Zeitlang war ich sehr besorgt um sie, so besorgt, daß ich ihr nicht einmal Worte des Lobes zuflüsterte. Solche Worte waren gut für ein verwundetes Kind, nicht aber für die kranke Frau. Beide versuchten wir mit Aufbietung aller unserer Kräfte, sie wieder zur Gesundheit zu bringen. Endlich gelang es so weit.

Lina hatte ihr Kind, und ich glaube, für das allein war es, daß sie sich so verzweifelt an das Leben klammerte.

„Tapfer wie immer, Lina," sagte ich, als es ihr besser ging. Der breite Mund lächelte ein wenig, doch ich vermißte die Freudigkeit.

Früher — dem Kinde mit dem gebrochenen Bein, hatte ich ein standhaftes Lächeln entlocken können, doch kein Lächeln wahren Frohsinns konnte ich auf das Gesicht dieser Frau zaubern, deren Augen auf ein totes Ideal blickten.

Ich wußte jetzt, daß es nicht gut um Lina stand. Ich verließ diesen Teil Berlins kurz nach ihrer Krankheit, doch besuchte ich sie mehrere Male während der zwei oder drei darauf folgenden Jahre; oft spielte ich mit ihrem Kleinen.

„Sie werden ihn doch sicher gern Soldat werden lassen?" fragte ich einst Lina, eingehend ihre jugendliche Vorzeitmut.

„Ich hätte es ganz gewollt," sagte sie mit einer ziemlich traurigen Stimme, „aber Karl will's nicht gestatten, und ein Mann muß seinen Willen haben können, doch auch dem Jungen werden soll."

Ich blickte ihr zu. Lina und ich sprachen immer jetzt mit über Karl, dessen Gesicht ich nie sehen konnte, ohne zu wünschen, daß ein rascher, schmerzloser Tod ihn aus Linas Verehrung stoßen könnte. Sein Jähzorn, verstärkt durch Trotz, brachte sie dazu, nicht mehr zu Hause zu bleiben. Karl unterhielt Langform den Kosten seiner Umgebung. Gleich verkommenden aus dem kleinen Heim. Nach und nach wurde es immer schlechter. Aus dem Betrinken kam er gar nicht mehr heraus.

Ich hatte Lina und Karl zu verlassen gegeben, daß, wenn sie mich brauchten, sie mich nur rufen sollten. An einem grauen Wintermorgen kam einer von Karls Freunden aufgeregt zu mir. Lina wäre sehr krank. Sie sei gefallen, und Karl hätte nicht gewagt, sie allein zu lassen. Ob ich sofort kommen könne?

Ein befreundeter Arzt war gerade bei mir zu Gast, so gingen wir zusammen, um Lina zu retten. Wir kamen an und gingen gleich hinauf; von der Seite des Bettes, auf welchem Lina lag, erhob sich die große Gestalt Karls. Er sah erschreckt und unglücklich aus. Ich blickte Lina an.

„Holen Sie sofort eine Schwester", sagte ich zu ihm.

„Ja, Herr Doktor!" Die Stimme war beinah' ein Schluchzen.

„Sofort!" sagte ich. „Ich werde Sie vielleicht nachher brauchen", fügte ich auf seinen bittenden Blick hinzu.

Sie hörte, wie ich an das Bett trat.

„Diesmal ist's aus mit mir, Herr Doktor!" flüsterte sie. „Ich habe gebeten, Sie holen zu lassen, weil ich dachte, daß Sie mal ab und zu nach dem Kleinen sehen würden."

„Aber Lina, das ist doch sonst nicht Ihre Art gewesen, gleich alle Hoffnung aufzugeben", antwortete ich, während wir unsere Sachen zurechtlegten. „Sie können doch nicht fort und den Kleinen allein lassen wollen?"

Sie sah mich mit großen, fragenden Augen an.

„Karl ist doch noch da!"

Ich schüttelte den Kopf. Wenn ich den Wunsch nach dem Leben in ihr wieder erwecken könnte, würde es besser um sie stehen.

Sie mißverstand mich.

„Ich sage Ihnen" — scharf, aber doch schwach, erhob sich die Stimme beinahe zu einem Schrei, und sie richtete sich ein wenig auf — „er ist kein Totschläger; ich glaube überhaupt nicht, daß es strafbar ist! Ich sage Ihnen — oh!"

Ihr Gesicht zuckte krampfhaft, sie sank in die Kissen zurück. Selbst ihr unbezwinglicher Geist konnte nicht gegen diese furchtbaren Todesschmerzen ankämpfen.

Also, das war der „Fall", von dem Karls Freund gesprochen hatte — das war der Grund für Karls unglückliches, verängstigtes Gesicht! Entweder hatte ich zu viel oder zu wenig gehört; Lina hatte Karl verraten, ohne es zu wissen oder zu wollen; denn bis dahin hatte ich keinerlei Verdacht gehegt. Jetzt fürchtete ich das Schlimmste.

Ich kniete an ihrem Bett nieder.

„Wie ist es denn gekommen, Lina?"

Vor Jahren hatte ich dieselbe Frage gestellt.

„Er hatte mit anderen Männern getrunken — er wußte wohl selber nicht, was er tat — und der Kleine schrie. Da wurde er ärgerlich und sagte, Jören wären nur zum Radaumachen da, und er wollte keine mehr haben; dabei gab er mir einen kleinen Schubs, und da bin ich über den Tisch gefallen — er konnte nichts dafür. Ich stolperte man bloß; aber es scheint mir doch ganz — ganz" — und die arme schwache Stimme endete in einem Schluchzen. Dann raffte sie sich wieder auf.

„Karl ist ein guter Mann; er kann nichts dafür — es ist bloß das Trinken."

„Machen Sie sich keine Kopfschmerzen darüber, ich verstehe vollkommen; Karl hatte nur Scherz gemacht, und da sind Sie gestolpert; Sie stolpern ja oft! — Sie sind ja schon als kleines Mädchen gestolpert — wissen Sie noch?"

Lina nickte.

„Ja, ja, meine Schuld, nicht seine."

„Ich möchte Karl gern sehen."

Ich stand auf. „Wir wollen sie eine Weile allein lassen", sagte ich zu der Schwester, und wir gingen hinaus.

Karl stand am Fenster im anderen Zimmer und sah auf die Straße.

„Sie ruft Sie."

Er wandte sich um und sah mich an, dann lehnte er sich wieder gegen das Fenster und schluchzte:

„Ich hab's gar nicht so gemeint. Ich hab' sie ja lieb; ich wollte ihr gar nicht weh tun."

„Sie weiß es. Gehen Sie jetzt schnell zu ihr. Sie will nur Sie bei sich haben."

Der Mann ging mit schleppenden Gang aus dem Zimmer.

Dexter gingen wir wieder zu ihr hinein. Die Leben hatten sich bei der Hand. Ihr Gesicht strahlte.

„Er weiß jetzt, daß ich verletzte. Ich hab' ihm gesagt, er soll keine Angst haben. Sie haben doch selbst gesagt, daß ich immer unpünktlich gewesen sei und Polizei — nicht wahr, Herr Doktor?"

Lina schloß die Augen. Ihr Atem ging beklommen, und sie bis die Zähne zusammen. Ich machte dem Versuch ein Zeichen. Hinausgehen. Wir verbanden, den armen, müden, gebrochenen Körper einmal von seinen Schmerzen zu befreien, daß wir fühlten, daß es zu Ende ging.

Endlich öffnete Lina noch einmal ihre großen, grauen Augen. Sie sah noch halb verständnislos um sich; flüchtige Erinnerungen kehrten in ihrem erschöpften Gehirn wieder auf.

„Ich war doch tapfer — nicht?"

Ich konnte das Flüstern gerade noch verstehen; ich beugte mich über sie und sagte langsam:

„Ja, Lina, tapfer wie ein Löwe!"

Ein glückliches Lächeln zog über den breiten Mund.

Und dann schwebte Linas Seele hinauf zu den Gefilden der Seligen.

„Warum ich meinen Gatten heiratete."

Warum ich meinen Gatten heiratete? — Weil ich ihn liebte! Das ist der Kern aller Antworten auf eine Preisfrage, die eine englische Monatsschrift ihren Leserinnen vorgelegt hatte. Die Preisfrage bestand aus einzelnen Unterfragen, auf diese sind aus dem Kreise der Leserinnen viele Hunderte von Antworten eingegangen, und die Zeitschrift teilt das Ergebnis der Einzelantworten nun zusammenfassend mit. Die erste Unterfrage lautete: „Woher wußten Sie, daß es der rechte Mann war?" Die meisten Frauen berufen sich in der Antwort auf ihren Instinkt. Es war zwar nicht die „Liebe auf den ersten Blick", aber doch etwas Aehnliches: es durchzuckte sie wie ein elektrischer Schlag, sie erkannten plötzlich, daß sie nicht ohne ihn leben könnten usw., ja in einer der Antworten heißt es sogar: „Woher ich das wußte? Ich wußte es eben und damit gut. Seine Krawatte war zwar greulich und sein Lieblingshut noch greulicher, aber — ich liebte ihn." Welche Eigenschaft des rechten Mannes — so lautete die zweite Frage — hat nun den Ausschlag gegeben? Zuverlässigkeit, Aufrichtigkeit, Geradheit des Charakters werden am häufigsten angeführt, ferner Güte, besonders Güte der Mutter gegenüber und Liebe zu Kindern und in einer der Antworten heißt es: „Kraft, physische wie moralische, vor allem moralische."

Auf die dritte Frage, warum die Frauen das Wagnis der Eheschließung unternommen habe, lautete die Antwort einstimmig: keine hätte darin ein Wagnis gesehen, und ebenso einstimmig ist die Antwort auf die Frage: Wären Sie lieber wieder unverheiratet, wenn es möglich wäre, ein entschiedenes Nein. Die heikle Frage, ob nach der Ansicht der Frauen die Liebe des Mannes von Dauer ist, wird im allgemeinen bejaht, ja, die Frauen meinen, sogar die Liebe des Mannes nähme noch zu, wenn die Frau ihn richtig zu behandeln verstände.

Etwas eigentümlich ist schließlich die Antwort auf die letzte Frage ausgefallen. Diese Frage lautete: Entspricht das Leben in der Ehe Ihrem Ideal? Einige Frauen behaupten; ja, es überträfe ihre Erwartungen sogar, andere antworten mit nein, fügen aber hinzu, das läge nicht am Leben in der Ehe, sondern an der falschen Vorstellung ihres Ideals und hänge mit der Frage, ob sie glücklich seien, gar nicht zusammen. Uebrigens sind unter den Leserinnen der angeführten Zeitschrift, die ihre Antworten eingesandt haben, nur zwei, die behaupten, unglücklich verheiratet zu sein.

Abgefertigt

Francis Wilson, der Komiker, hatte in einer kleinen Stadt im nördlichen New York gespielt; auf dem Wege zur Bahn ging er in eine Buchhandlung, wo verschiedene alte Bücher ausgestellt waren. Er besah sich die Bücher, als ihn der Buchhändler fragte:

„Sind Sie nicht Schauspieler?"

„Ich bin Geistlicher", entgegnete Wilson in beleidigtem Tone.

„Entschuldigen Sie nur — ich dachte, Sie seien Francis Wilson."

„Wie, Sie vergleichen mich mit einem Operettenkomiker?!"

„Ich habe mir ihn gestern angesehen... je nun, er taugt ja nicht viel, aber wir haben hier schon noch schlechtere gehabt."

— Unter Freunden. „Denke dir, der Grobian Miller hat mir gestern ein „Rhinozeros" an den Kopf geworfen."

„„Mensch, und dabei bist du unbeschädigt geblieben? Aber ich habe es ja immer gesagt: Der Dumme hat's Glück!""

Ein Stern, der fällt.

Novelle von Rolf Korth. Autorisierte Uebersetzung von Rosa Schramm.

Der Abend war prachtvoll — hinreißend und weltentlegen sollte sich der Himmel mit Millionen funkelnder Sterne. In leidenschaftlicher Sehnsucht lag die Gesellschaft vor ihnen auf den schmalen Wege am Strande. Trotz Strahlen Glimmen war die Luft rein und klar. Die French von den kühlen Bogen, die nun endlich den tropischen Sommer abgelöst hatten.

„Hab ich mir es Ihnen denn eigentlich nicht im Guten gefallen, Herr Doktor?"

„Zauberhaft war der Mondschein auf dem Canale Grande! Wie hat uns fast in hoch in ein nordisches Meer! Eines Vormittags war ich auf dem Lido — — —"

Die Worte verhallten, als die Gruppe am einen Vorsprung des Felsens bog.

Leonhard Hoffmann blieb stehen.

„Möchten Sie sich nicht einen Moment setzen, Fräulein Signe?"

„O, recht gern! Aber wo? Ich sehe keine Bank."

„Schauen Sie hier, unter der Klippe. Geben Sie mir Ihre Hand. So!"

Sie setzte sich und machte ihm neben sich Platz.

Schweigend blickten sie aufs Meer hinaus.

„Woran denken Sie, Fräulein Signe?"

„Ich warte auf einen Stern, der fällt, ich möchte einen Wunsch tun."

„Haben Sie denn nicht alles, was Sie sich nur wünschen können? Ich glaube es doch wenigstens."

„Ach, wer hätte das wohl? Sie wünschen sich doch auch gewiß etwas, wenn Sie recht darüber nachdenken?"

Sagte sie dies mit einer bestimmten Absicht? Einen Moment glaubte er es, doch dann gewahrte er, wie traumverloren ihr Blick war.

„Wollen wir uns nicht erzählen, Fräulein Signe, was wir uns wünschen, sodaß wir uns über unsere Wünsche im Klaren sind, bevor eine Sternschnuppe fällt? Wenn man nicht gut aufmerkt, ist es ja dann zu spät."

„Das brauche ich nicht erst noch zu tun. Tag und Nacht denke ich ja an nichts anderes, und vielleicht trifft es erst recht nicht ein, wenn man davon redet. Und das Ziel meiner Sehnsucht muß ich doch erreichen, so unglaublich es auch erscheinen mag . . ."

Sie streckte beide Arme aus, als wolle sie jemand umschlingen.

„Ich weiß nicht, was ich davon sagen soll. Nie habe ich etwas so innig ersehnt, so heiß ersehnt wie das, das ich jetzt wünsche!" flüsterte er mit leiser Stimme. „Bisher half mir mein guter Wille, das Erstrebte zu erreichen, in dieser Sache aber muß ich gütigen Sternen vertrauen."

„Ja, mit mir ist es genau so, und doch glaube ich an die Macht des Willens — o, Sie ahnen gar nicht, wie ich wollen kann!"

„Nun . . .?"

„Ach, Sie ahnen wohl, was es ist. Ja, ich habe es bemerkt, als wir früher einmal davon sprachen. Es ist — wie seltsam, davon zu reden — es klingt so — so dumm . . ."

„O nein, wir . . ."

Eifrig beugte er sich vor.

„Nun ja . . . Sie wissen doch, daß ich . . . daß ich singe."

So unerwartet, so hastig entschlüpften diese Worte ihren Lippen, es war so ganz anders als das, woran er dachte, daß er näher rückte. Sie faßte seine Bewegung falsch auf.

„Nicht doch! Bleiben Sie still sitzen, ich will keine Schmeicheleien hören. Auch weiß ich ja, daß Ihnen meine Stimme gefällt. Das Gefühl offenbart uns ja so etwas. Aber nein, es ist etwas viel wichtigeres. Wissen Sie auch, weshalb ich Sie so oft gebeten habe, bei mir einzutreten und mich singen zu hören? Nun, weil ich an Ihr Urteil glaube! Sie sind ein rechter Musikmensch, nicht ein Musiker vom Fach, Gott sei Dank nicht, das würde mich nur ängstlich machen, aber Sie besitzen ungefähr das gleiche Gefühl für Musik, wie fromme Menschen für Religion. Und dann haben Sie soviel gehört, die Edelsten und Besten. Hören Sie, Herr Hoffmann, was ich sage, oder denken Sie an etwas anderes?"

„Ja, ich höre."

„Nun, und deshalb habe ich vor Ihnen gesungen wie vor keinem anderen Menschen. Nie habe ich gedacht: da sitzt jemand, der kritisiert, der urteilt, wie ich diesen oder jenen Tone ansetze — ich hatte nur das eine Gefühl: er versteht mich, und deshalb kann ich geben, was ich nur zu geben habe.

War es nicht wie ein unsichtbares Band zwischen uns, das niemand außer uns bemerkt hat?"

„Signe . . .!"

Sie hörte seinen Ruf nicht und achtete nicht auf den Ton seiner Stimme — sie dachte einzig nur an das, was sie sagen wollte. „Ja zuweilen vergaß ich ganz, daß Sie im Zimmer waren! Es war mir, als sei ich allein, als sänge ich nur für mich selbst, und daher können Sie es besser beurteilen als sonst jemand, besser als mein Lehrer — sagen Sie mir aufrichtig, bitte Herr Hoffmann — wissen Sie, kann ich es zu etwas bringen?"

Mit einem tiefen Seufzer neigte sie sich jäh um, als hätte ihr ein schwerer Stein vom Herzen, und blickte ihn an.

Er fühlte ihr Aufbegehren, um nicht ihre kleine Hand zu ergreifen, sie an seine Lippen zu führen und den zarten Arm um seinen Hals zu legen.

„Wie sagten Sie?"

„Meinen Sie, könnte ich Künstlerin werden? Eine wirkliche, echte! Keine Dilettantin, kein gefälliges Talent, sondern eine Künstlerin! O, ich will arbeiten, ich habe Energie! Ich glaube, ich müßte unsinnig sein, die Klippenmauer hier zu zertrümmern, wenn sie mir den Weg versperrte. Bitte, wie denken Sie darüber?"

„Sie bringen viele Gaben dazu mit: eine feine, prachtvolle Stimme. Sie sind jung, begabt . . ."

„Ja, nicht wahr! Und dies ist mein ganzes Sinnen und Denken, ich habe keinen anderen Wunsch. Wenn ein Stern fiele, während wir hier sitzen und warten, würde mein Wunsch ebenso blitzschnell da sein, im Winter fortgehen können, vier, fünf Jahre fortzubleiben, Tag und Nacht zu arbeiten und dann — o, dann als Julia zu debütieren und mein Glück zu machen."

„Applaudiert, hervorgerufen, mit Blumen überschüttet werden möchten Sie?"

„Ja, das auch, doch vor allem möchte ich selbst zufrieden sein, wenigstens nicht unzufrieden. Und dann sehne ich mich nach Anerkennung von jemand, den ich schätze — von meinem Lehrer zum Beispiel und Ihnen. Bei meinem Debüt sollen Sie im Parkett sitzen, bleich und mit geschlossenen Augen, wie Sie es immer tun, wenn Sie so recht ergriffen sind. Und am nächsten Tage sollen Sie zu mir kommen und mir gestehen, daß Sie eine solche Julia noch nie gehört. Oder Sie brauchen auch kein Wort zu sagen, sondern mich nur anzusehen, wie Sie es zuweilen tun, wenn mein Gesang Ihnen gefallen hat — dann verstehe ich Sie voll und ganz . . ."

„Und es käme Ihnen kein Gedanke, sich etwas anderes zu wünschen zum Beispiel jemand, der Sie über alles in der Welt liebte . . . dem Sie alles sein würden . . . den Sie wiederliebten . . . ein Heim, wo Sie Ihre schönsten Lieder singen könnten . . . das Sie beglücken würde . . ."

„Nein, sicher nicht, das ist nichts für mich! So etwas ist mir nie in den Sinn gekommen. In meinem ganzen Leben habe ich niemals die kleinste Neigung empfunden, und ich bin doch zwanzig Jahre alt!"

„Aber wenn Sie nun merken, daß jemand Sie lieb hat . . .?"

„Ich würde es wohl schwerlich merken, wenn er es mir nicht rund heraus gestände! Und einen so eitlen Narren gibt es wohl kaum, der nicht sofort erkennen würde, daß ich nicht an ihn denke, sondern nur an das andere. Das merkt man ja so leicht. Man kann eben nicht zwei Herren dienen. Der Kapellmeister sagte ja neulich, eine Sängerin soll sich nie verheiraten und Sie pflichteten ihm bei. Uebrigens liebe ich niemand, so daß ich auch nicht daran zu denken brauche, und werde mich wohl hüten es zu wünschen. Ah . . . dort . . . oh, oh! . . . dort, sehen Sie nur!"

Sie war lebhaft aufgesprungen.

„Sahen Sie es?"

„Es war ein Stern, der fällt."

„Ja, und ich dachte gerade daran . . . im gleichen Moment, als er erlosch. Haben Sie sich etwas gewünscht?"

„Nein."

„O, weshalb denn nicht, es wäre sicher eingetroffen! Sie hätten nur acht geben sollen."

„Nein, Fräulein Signe, es hätte sich nicht erfüllt."

„So unmöglich war es? Sagen Sie?"

„Es war nichts, das Sie interessieren könnte. Aber da fällt mir ein — gibt es nicht noch einen dummen Aberglauben über Sternschnuppen? Ich glaube, ich habe davon gehört . . ."

„Ja, aber es ist so traurig, daß man nicht daran denken darf. Wenn ein Stern fällt, heißt es im Volksmunde, so stirbt jemand."

„Ah, nun entsinne ich mich. Für den einen fällt der Stern, um ihm Glanz und Ehre zu künden, dem andern — stirbt etwas. Das ist logisch wie das Leben selbst . . . Aber finden Sie nicht, daß es anfängt, kühl zu werden? Der Wind tut sich auf, es wird Sturm geben heute Nacht. Sie sollten um Ihre schöne Stimme besorgt sein, Fräulein Julia. Sie ist eine wichtige Bedingung dafür, daß Ihr Stern die Wahrheit prophezeit hat. Kommen Sie, lassen Sie uns gehen!"

„Ja, Sie haben recht, es ist recht frisch. Ich könnte mich erkälten. Sie sind immer so verständig, Herr Hoffmann!"

„Doch nicht, leider ist dem nicht so, Fräulein Signe. Aber das ist ja immer noch etwas, das ich mir wünschen kann, wenn ich wieder einen Stern sehe, der fällt . . ."

Eigenartige Gebäude.

Die Stadt unterhalb Wiese an der Elbe.

Es gibt in Deutschland ein Stück ganz eigenartiger Welt mit seltsamen Gebäuden und Dörfern, das heißt im Kleinen ein Abbild jener großen Schweiz im Jenseits Afrikas. Es ist der rund 100 Kilometer lange, im Bogen nach Nordost gehende Sachsenbrich, der eben in Cäpreschen von der Neudeutschen bei Gaulsdorf bis gegen Bismarck herauf sich hinzieht und dessen Breite zwischen einem halben und vier Kilometern schwankt. Der klaffe herbliche Himmel dämmt darüber und Wind- und Regenwind haben die Gegend in diesem Strich zwischen Elster und Kurzbrom Haff. Und eben diese beiden verheerenden Wintertätigkeiten haben denn auch im Laufe der Jahrzehntausenden, diese Dünenwanderungen zuwege gebracht, die langsam, aber sicher den losen Sand von der Westseite nach dem Haff zu schoben und lange, lange Zeit hindurch alles zugedeckt haben, so daß diese lange Landstrecke auf den, der sie zum ersten Male von der Haffseite her wie eine Fata Morgana an sich vorübergleiten läßt, wie etwas Totes, ewig Einförmiges beklemmend wirkt.

Man sollte sie gesehen haben, diese Dünen auf der Nehrung, die, bis gegen 200 Fuß aufragend, in der Sommersonne hohen Schneehügeln gleichen. Täler und Schluchten gibt es da, die in ununterbrochener Kette sich aneinanderreihen. In weichen und bizarren Formen bauen sich diese wandernden Sandmassen wellenförmig auf, hin und wieder durch eine Sturzdüne unterbrochen, deren schroff in das Haff abfallende Wände unter dem Wasserspiegel ein so festes Gebilde zeigen, daß die Schiffe bis nahe an das Ufer fahren können. Und das alles ist trügerischer Sand, vom Winde getrieben.

Ihre Schrecken jedoch, unter denen die Nehrungsbewohner früherer Jahrhunderte arg zu leiden hatten, hat die Nehrung seit einer Reihe von Jahren so ziemlich verloren. Seitdem der Staat mit Bepflanzung der Dünen vorgegangen ist und Millionen und aber Millionen kleiner Kiefernpflanzen, jede mit einem kleinen Klumpen Baggererde als erster Nährboden, gesetzt worden sind, seitdem also der Mensch den unheilvollen Naturkräften entgegengetreten ist, gibt es hier keine Erscheinungen mehr wie ganze vom Sande verschüttete Ansiedlungen, Friedhöfe und Wälder, die dann im Laufe der Jahrhunderte vom Winde wieder freigelegt worden sind.

Vergebens sucht man nach den Ortschaften Lattenwalde, Alt-Kunzen, Negeln und Karwaiten, die zum Teil noch Mitte des vorigen Jahrhunderts existierten. Der begrabene Wald kann dem einsamen Wanderer, der von der alten Straße über die Nehrung abweicht, gefährlich werden. Er ahnt nicht, daß da unter der trügerischen lockeren Sanddecke förmliche trichterartige Gruben sind, die einzigen Reste der unter der Sandmasse sehr schnell verfaulenden einstigen großen Laubbäume. Und ebenso verderblich kann dem Menschen der Triebsand werden; das sind durch schwach emporquellendes Wasser zu der Schwelle gehaltene Sandkörner. Die trügerische Decke gibt leicht nach und inmitten dieser weiten Stille und Einsamkeit kann da leicht der Schreitende versinken. Nur der Elch, das Riesentier der Vorzeit, schreitet hier auf seinen mächtigen, plumpen Füßen sicher über den Sand. Die Elchspuren, die Netze und Fallen der Krähenfänger, sind fast die einzigen Merkmale für das Vorhandensein von Leben in diesem nur von einer Oasen unterbrochenen gewaltigen Siegeszuge des Sandes.

Diese Oasen freilich können sich sehen lassen. Neben Nossitten mit seiner interessanten Vogelwarte, ist es namentlich Schwarzort, diese Perle der Nehrung, nicht weit von Memel inmitten schützender Dünen und mächtiger Kieferwaldungen gelegen. Und endlich das malerische Nidden mit seinen alten strohgedeckten kurischen Häuschen, deren Giebel die geschnitzten Pferdeköpfe zieren, und seinen letisch sprechenden Bewohnern, den Kuren, deren Frauen noch die alte Volkstracht bewahrt haben.

— Ein etwas abenteuerliches Unternehmen plant der russische Flieger Kusminsti, ein Neffe Tolstois. Er trainiert bei Petersburg für einen Flug um die Welt, den er Anfang September antreten wird. Die Luftreise soll von Petersburg über Java nach Australien, von dort über den Panamakanal nach Südafrika, Kapstadt und Johannisburg führen. Im nächsten Frühjahr will Kusminsti über die Sahara nach Marseille und Paris fliegen, und von dort nach Petersburg zurückkehren. Bei dem Fluge um die Welt werden ihn der russische Flieger Schischkin, ein russischer und ein französischer Mechaniker begleiten. — Dieses Projekt geht weit über die augenblicklichen Fähigkeiten des Aeroplans hinaus. Nur von Petersburg über Java nach Australien durch die Luft zu fliegen, ist schon eine Leistung, die fast als unmöglich bezeichnet werden kann.